Sechster Sonntag nach Pfingsten.

Marcus 8, 1 — 9.

In jener Zeit, als viel Volk zusammen war, und es nichts zu essen hatte, rief Jesus seine Jünger zusammen, und sprach zu ihnen: Mich erbarmet das Volk; denn sehet, schon drei Tage harren sie bei mir aus, und haben nichts zu essen. Und wenn ich sie ungespeiset nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege verschmachten; denn einige von ihnen sind weit hergekommen. Da antworteten ihm seine Jünger: Woher wird Jemand hier in der Wüste Brot bekommen können, um sie zu sättigen? Und er fragte sie: Wie viele Brote habt ihr? Sie sprachen: Sieben. Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brote, dankte, brach sie, und gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten und sie legten dem Volke vor. Sie hatten auch einige Fischlein: und er segnete auch diese, und ließ sie vorlegen. Und sie aßen, und wurden satt; und von den Stücklein, die übrig geblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf. Es waren aber deren, die gegessen hatten, bei viertausend; und er entließ sie.

Gar manche Lehren des göttlichen Heilandes finden wir, vielleicht hier und dort in etwas verschiedene Worte gekleidet, zu wiederholten Malen in den Evangelien, ja sogar in ein und demselben Evangelium unter veränderten Umständen wieder. Das beweist deutlich, daß Jesus nicht damit zufrieden war, eine Lehre einmal vorzutragen, sondern er schärfte sie bei jeder passenden Gelegenheit immer wieder ein. Warum das?

Dieselben Lehren finden wir in der einen oder anderen Form in den apostolischen Schriften außerhalb der Evangelien, woraus wir sehen, daß die Apostel es als ihre Aufgabe betrachteten, die Lehren des Meisters in Wort und Schrift den Gläubigen wiederholt einzuprägen. Und wie sie getan, so haben ihre Nachfolger in der Kirche fortgefahren zu tun bis auf den heutigen Tag. Aber wozu diese vielen Wiederholungen?

Zwei etwas schnurrige Geschichten, die vielleicht nicht wirklich passiert sind, mögen uns das Rätsel wenigstens teilweise lösen.

Der Pfarrer einer Gemeinde hatte für eine Reihe von Sonntagen die nämliche Predigt gehalten, — ein Beispiel, das nicht gerade nachahmenswert wäre — so daß die Leute zuletzt ganz überdrüssig wurden und ihn beim Bischof verklagten. Dieser zitierte den Pfarrer in Gegenwart der Kläger, um Aufschluß über seine Handlungsweise zu geben. Statt jeglicher Antwort fragte der Pfarrer eines seiner Pfarrkinder: „Sage einmal, Jakob, was ist es denn, das ich an all diesen Sonntagen gepredigt habe?" — „Ja", sagte der Jakob, „was Sie gepredigt haben, fällt mir jetzt gerade nicht ein. Ich weiß nur, daß Sie immer das Gleiche gesagt haben." Und wie dem Jakob, so erging es den anderen, an die der Pfarrer der Reihe nach dieselbe Frage stellte. Nachdem diese Prozedur beendigt war, wandte sich der Pfarrer an den Bischof und sagte: „Da sehen Sie nun selbst, Herr Bischof, daß ich diese Predigt noch öfter halten muß: denn die Leute haben sich dieselbe immer noch nicht gemerkt."

Ein anderer Pfarrer wurde vom Bischof in eine neue Gemeinde versetzt, mit dem Auftrage, einen gewissen Mißbrauch abzustellen. Der Pfarrer bereitete für den ersten Sonntag eine gediegene Predigt vor, welche dem Mißbrauch arg zu Leibe ging. In der kommenden Woche machte er dann Kreuz- und Quergänge durch die Gemeinde, um den praktischen Erfolg seiner Predigt zu beobachten. Derselbe war gleich Null, und so hielt der Pfarrer am kommenden Sonntage die nämliche Predigt wieder. Und so setzte er seine Beobachtungen während der Woche und die Wiederholung seiner Predigt am Sonntage eine Zeitlang fort, bis die Leute zuletzt müde wurden und eine Delegation an den Pfarrer sandten, um ihm zu sagen, daß sie jeden Sonntag eine andere Predigt wollten. Und groß war ihr Erstaunen, als der Pfarrer ihnen erklärte, er predige nicht, um sie zu unterhalten und ihnen „die Ohren zu kitzeln" (2. Tim. 4, 3), sondern um ihren Lebenswandel zu bessern. Darum müsse er dieselbe Predigt halten, bis sie den gerügten Mißbrauch aufgegeben hätten.

Bei einer sehr großen Anzahl von Zuhörern macht jeder Priester mehr oder weniger die nämlichen Erfahrungen. Er mag über eine wichtige Sache noch so eindringlich predigen und dieselbe mit Beweisen stützen, die einem ungläubigen Thomas überzeugen müßten, er mag sie in der einen oder anderen Wendung oft wiederholen und sie immer wieder einflechten: es bleibt vielfach alles beim Alten. Würde bloß der eine oder andere Priester diese Erfahrung machen, so könnte und müßte er den Mißerfolg seiner eigenen Unfähigkeit zuschreiben. Aber es geht den beredtesten Katecheten und Kanzelrednern nicht besser. Und wie geht es nicht gar oft bei einer Volksmission, wo zu doch die erleuchtetsten und erfahrensten Prediger und Seelenführer berufen werden? Vielleicht schon nach ein paar Wochen fühlt man sich versucht zu sagen: „Es war ein schönes Strohfeuer — aber auch nur ein Strohfeuer, — eine dauernde Aenderung ist nicht zu bemerken."

Die Sache wird nun in Wirklichkeit nicht ganz so schlimm sein, wie es nach dem Vorhergehenden aussieht. Sonst wäre mancher Priester versucht, den Mut zu verlieren und das Predigtamt zu vernachlässigen. Und dieses Amt bezieht sich nicht auf den Predigtstuhl allein. Aber es gibt jedem Grund genug, darüber nachzudenken, welchen Nutzen das Anhören so vieler Predigten und Belehrungen bei ihm hervorgebracht hat. Denn gar viele gehören ohne Zweifel zu denen, welche Ohren haben und nicht hören (Matth. 11, 15). Der göttliche Heiland vergleicht einmal (Lukas 8, 5) das Himmelreich mit einem Säemann, der ausging, seinen Samen zu säen. Dar in bezeichnet er unter dem Bilde des Säemannes sich selbst und alle, die in seinem Namen den Samen, das Wort Gottes, in der Welt ausstreuen werden. Während vieles auf den Weg oder auf felsigen Grund oder unter die Dörner fiel, kam doch auch vieles in die gute Erde, wo es reichliche Frucht brachte. Der göttliche Sämann zwar kannte genau das Erdreich, worauf sein Same fiel, sowie auch den Erfolg seines Wirkens, doch verkündete er das Wort Gottes nicht bloß denen, die es „in dem guten und sehr guten Herzen behielten" (Lukas 8, 15), sondern allen, die sich ihm nahten. Die von ihm ausgesandten Säemänner kennen zumeist weder die Güte des Erdreiches noch den zukünftigen Erfolg ihrer Mühen. Gott hat ihnen das in seiner Weisheit verborgen. Ihnen obliegt, wie der hl. Paulus sagt, einfach die Pflicht, das Evangelium zu verkünden: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige!" (1. Kor. 9, 16.) Nach dem Eifer, mit dem sie ihres Amtes walten, nicht aber nach dem Erfolge, der zumeist nicht von ihnen abhängt, werden sie einst von Gott beurteilt und belohnt. Der Erfolg, das Gedeihen, hängt von Gott ab, wie der Apostel schreibt: „Ich habe gepflanzt, Apollo hat begossen, Gott aber hat das Gedeihen gegeben. Darum ist weder der etwas, welcher pflanzt, noch der, welcher begießt, sondern Gott, der das Gedeihen gibt. Der da pflanzt und der da begießt, sind eins (d. h. eins bloßes Werkzeug Gottes); ein jeder aber wird seinen Lohn gemäß seiner Arbeit empfangen" (1. Kor. 3, 6).

Eine von den Lehren, die der natürliche Mensch gar nicht begreifen will, und die auch in das Herz des Christen so schwer Eingang finden und im praktischen Leben so leicht wieder vergessen werden, liegt in den folgenden Worten: „Sorget euch nicht ängstlich und saget nicht: Was werden wir essen oder was werden wir trinken oder womit werden wir uns bekleiden? Denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürfet. **Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles zugegeben werden**" (Matth. 6, 31). Und doch ist gerade diese Lehre von der allergrößten Wichtigkeit, ohne ihre Befolgung bleibt alles andere eitles Unterfangen. Wir dürfen uns darum nicht wundern, wenn Christus und seine Apostel und seine Kirche diese Lehre immer wieder, „es sei gelegen oder ungelegen" (2. Tim. 4, 2), durch Wort und Tat einschärfen und sich durch die scheinbar unüberwindliche Verständnislosigkeit ihrer Zuhörer nicht entmutigen lassen.

Im heutigen Evangelium lieferte Christus den Volksscharen — es waren ihrer bei viertausend — den augenscheinlichen und handgreiflichen Beweis, dafür, daß Gott diejenigen nicht vergißt, die das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen. Eher wird Gott ein Wunder wirken, wie es Christus tatsächlich in diesem Falle getan hat, als daß er sein Versprechen unerfüllt ließe.

Wir können kaum annehmen, daß aus den Scharen jemand ausdrücklich daran dachte, daß der Herr sie in wunderbarer oder sonstiger Weise erhören würde, wenn sie Christo in die Wüste nachfolgten. Nicht einmal den Jüngern ist dieser Gedanke gekommen. Denn ihre Antwort auf die Worte des Herrn klingt fast wie ein Vorwurf gegen ihn: „Woher wird jemand hier in der Wüste Brot bekommen können, um sie zu sättigen?" Sie müssen wohl angenommen haben, daß Jesus sich in großer Verlegenheit befinde. Das Volk war einfach von dem Wesen und den Lehren des Herrn so eingenommen, daß sie auf alles andere vergaßen und ihm ohne weitere Gedanken nachfolgten, wohin immer er voranging. Aber die Tatsache war, sie suchten das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit — und Gott erfüllte den zweiten Teil: „Dieses alles wird euch zugegeben werden."

Nachdem Jesus durch seinen Segen die wenigen Brote und Fischlein wunderbar vermehrt hatte, ließ er sie durch seine Jünger dem Volke vorlegen, und zwar in so reichlichem Maße, daß, nachdem alle gesättigt waren, noch sieben Körbe voll übrig blieben. Es war die Gabe des Herrn, die Jünger verteilten seine Gabe. So ist es immer gewesen, so wird es immer sein, ja es kann nicht anders sein: alles, was der Mensch zum Leben und Gebrauche nötig hat, Materielles und Geistiges, Natürliches und Uebernatürliches, sind Gottes Gaben, durch wen sie uns auch immer zukommen, auf welche Weise auch immer sie erworben werden. Die Würdigkeit oder Unwürdigkeit derjenigen, deren sich Gott zur Austeilung seiner Gaben bedient, tut dem Werte der Gaben keinen Eintrag, es sind und bleiben Gottes Gaben. Nicht jeder Austeiler der Brote und Fische war ein Petrus oder ein Johannes, auch Judas teilte aus, und die Gabe Gottes litt nicht unter seinen Händen.

Ist es nicht besonders im übernatürlichen Leben der Gnade außerordentlich tröstlich, daß, der Wert der göttlichen Gaben nicht von den Eigenschaften der menschlichen Werkzeuge abhängt, deren Gott sich bedient, sondern einzig und allein vom Urheber derselben, unserm Erlöser Jesus Christus? Der hl. Paulus war erzürnt über d. Korinther, unter denen Zwistigkeiten herrschten, indem viele sich zu denen bekannten, von denen sie getauft worden waren, und sagten: „Ich bin des Paulus, ich aber des Apollo, ich aber des Cephas", während nur ein Teil sich einfach zu Christo bekannten: „ich aber bin Christi." Und er fragt: „Ist denn Christus geteilt? Oder ist Paulus für euch gekreuzigt worden? Oder seid ihr im Namen des Paulus getauft worden? (1. Kor. 1, 12—13.) Wer also immer die Taufe spenden mag, sei es der heiligste unter den Aposteln oder ein ganz sündhafter Mensch, er spendet nicht seine Taufe, sondern Christi Taufe, dem der Getaufte dadurch zu eigen wird, oder vielmehr Christus tauft durch ihn. So ist es auch Christus, der von den Sünden lossprickt, welcher Priester auch immer im Namen Christi die Worte der Absolution aussprechen mag; es ist der Leib und das Blut Christi in der hl. Kommunion, welcher Priester auch immer die hl. Messe gelesen hat. Und so ist es mit allen Sakramenten und allen Segnungen und der Verkündigung des Wortes Gottes: es ist Christus, der seine Gnade an alle verteilt, dem allein alle angehören. Von ihm uns zu trennen, ihm untreu zu werden, dafür kann es niemals einen Grund oder eine Entschuldigung geben. Was sagt doch der hl. Paulus? „Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi? . . . Ich bin versichert, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Stärke, weder Höhe noch Tiefe, noch ein anderes Geschöpf es vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserm Herrn" (Römer 8, 35—39).

Um gleich dem hl. Paulus Christo unzertrennlich anzugehören, müssen wir immer und unter allen Umständen Christi Wort zur Ausführung bringen: „Suchet zuerst das Reich Gotes!" (Für das übrige wird Gott sorgen.)

Ablaß.

Aus dem Hirtenbrief des Hochwsten Bischofs Dr. M. Besson von Freiburg (Schweiz).

Der Ablaß ist die Nachlassung der nach der Verzeihung der Sünde noch übriggebliebenen zeitlichen Strafen; Nachlassung, die uns die Kirche dadurch gewährt, daß sie die Verdienste Jesu Christi, der seligsten Jungfrau und der Heiligen auf uns anwendet. Wenn nämlich die Sünde einmal verziehen worden ist, so kann von der ewigen Strafe keine Rede mehr sein, weil uns Gott, infolge der Lossprechung, seine Gnade und Liebe wieder geschenkt hat; es bleibt aber gewöhnlich noch eine zeitliche Strafe, die in dieser oder in der andern Welt abgebüßt werden muß. Gerade diese Strafe ist es, die die Kirche durch d. Ablaß nachläßt. Dies kann nur dann geschehen, wenn der Sünder sich durch eine wahre Reue und ein offenes Bekenntnis mit Gott wieder ausgesöhnt hat: ohne diese zwei Voraussetzungen wäre es ganz vergeblich, die Verzeihung einer Sünde zu erhoffen oder einen Ablaß gewinnen zu wollen. Aus allem dem geht also hervor, daß der Ablaß zum Seelenheile war nicht notwendig ist, daß er aber unserer Seele doch zu sehr großem Nutzen gereicht. Denn die von der Kirche nachgelassene Strafe ist auch vor Gott nachgelassen, weil die Kirche den Ablaß im Namen Gottes gewährt, und es ist doch gewiß für uns alle sehr vorteilhaft, diese Strafen, die wir im andern Leben so streng abbüßen müßten, schon hienieden ganz oder teilweise tilgen zu können.

Ganz oder teilweise; denn man unterscheidet einen vollkommenen und einen unvollkommenen Ablaß. Der **vollkommene** Ablaß läßt die ganze schuldige Strafe nach, der **unvollkommene** hingegen nur einen Teil derselben. Wir brauchen hier wohl kaum daran zu erinnern, daß die Ausdrücke: Ablaß von hundert Tagen, von einem oder sieben Jahren usw. nicht etwa bedeuten, man werde hundert Tage, ein oder sieben Jahre weniger im Fegfeuer bleiben. Nein, um diese Ausdrücke zu verstehen, muß man sich einfach an das erinnern, was früher geschah. Früher war der vollkommene Ablaß die Nachlassung der vollständigen, öffentlichen Buße; heute ist er die Nachlassung der gänzlichen zeitlichen Strafe; früher war der Ablaß von hundert Tagen, einem oder sieben Jahren, die Nachlassung der öffentlichen Buße, die man während dieser Zeit hätte leisten müssen; heute ist er, grundsätzlich wenigstens, die Nachlassung jenes Teiles der zeitlichen Strafe, die man ehemals erlangt hätte, **wenn man ebenso lang Buße würde getan haben.**

Wir sagen: grundsätzlich; denn in diesem Punkte hat die Kirche immer mit sehr großer Vorsicht gehandelt. Es läßt sich das begreifen. Die Nachlassung der Strafe setzt doch voraus, daß zunächst die Sünde nachgelassen sei. Solange die Sünde besteht, kann Gott die dafür verdiente Strafe nicht nachlassen. **Wenn also jemand zu einer auch nur läßlichen Sünde irgend welche Neigung hat, so kann er auch unmöglich einen wirklich vollkommenen Ablaß gewinnen,** und daher kommt es, daß ein an und für sich vollkommener Ablaß, wegen dieser persönlichen Unvollkommenheit ein unvollkommener Ablaß wird, und daß die größere oder geringere Wirksamkeit des unvollkommenen Ablasses einer besseren oder schlechteren Vorbereitung entspricht. Vergessen wir also niemals, daß die Wirkung des Ablasses von der **Gesinnung** abhängt, die wir in uns unterhalten. Wenn wir ihn wirklich gewinnen wollen, so müssen wir eine wahre Reue in uns haben, einen festen Vorsatz, Gott nicht mehr zu beleidigen und ihm in Zukunft treu zu dienen. Da wo die fromme Gesinnung fehlt, kann auch der größte Ablaß keine Wirkung haben.

Jeder Christ kann Ablässe für sich selbst gewinnen, nicht aber für andere lebende Personen; hingegen ist es sehr wohl möglich, sie den **Seelen im Fegfeuer zuzuwenden.** Dieser Unterschied ist leicht zu begreifen, weil die Ablässe den Lebenden und Abgestorbenen nicht in gleicher Weise verliehen werden. Den Lebenden werden sie kraft der Schlüsselgewalt der Kirche gegeben; die Gläubigen sind ihr unterstellt, und der Ablaß ist infolgedessen für sie eine Art Lossprechung. Sie mag sich also, wie es sich von selbst versteht, nicht gegenseitig schenken kann.

(Schluß folgt.)

Cluny im südlichen Illinois, ein ehemaliges Benediktinerkloster.

Von P. Peter, O. S. B.

(Fortsetzung)

Handarbeit nämlich tötet den äußeren Menschen ab und verhindert die tiefgreifende Erhebung des Fleisches gegen den Geist. Sie bricht den Stolz des Herzens und hält den Ehrgeiz darnieder, indem sie den Menschen der großen Mehrzahl gleichstellt, welche die Armut zwingt, sich gewöhnlichen und auch niedrigen Diensten zu widmen und ein mühevolles Leben der Armut zu führen. Doch genug hiervon.

Zur Sache: Die Bewohner von Cluny haben im Sinne, „sich selbst zu helfen." Dabei vertrauen sie aber auf das Wort des Herrn, der es tadelt, wenn wir so ängstlich besorgt sind und immer fragen: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?" Wir halten vielmehr dafür, daß es sehr gut ist, der Mahnung des Heilandes zu folgen: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch alles Uebrige beigegeben werden." Die Cluniazenser machen sich dazu den Vers: Halte die Regel, und die Regel wird dich erhalten.

Schließlich wäre noch jene Ansicht zu berichtigen, nach welcher es notwendig zum Berufe eines jeden Priesters, gleichviel ob Säkularpriester oder Ordensmann, gehört, daß er in einer Pfarrei oder in der Seelsorge wirke.

Es war allerdings von jeher gebräuchlich, daß die Ordensleute für die in der Nähe ihres Klosters wohnenden Katholiken auch die Seelsorge versahen. Aber daraus läßt sich nicht der Schluß ziehen, daß diese Ordensleute deshalb die Seelsorge als ihren Beruf betrachten. Kein religiöser Orden, weder der der Benediktiner, noch der Franziskaner, Dominikaner, Jesuiten, Redemptoristen usw. wurde zu dem Zwecke gestiftet, damit dessen Mitglieder Pfarreien versehen sollten. Sie mögen dies wohl ausnahmsweise tun, aber wenn sie es zur Hauptsache machen, dann haben sie eben ihren Beruf verfehlt.

Wenn die Geschichte uns lehrt, daß Benediktiner die Leuchte des Evangeliums zu so vielen Völkern trugen, so zeigt sie uns auch, daß diese Missionäre es meisterhaft verstanden, die unter Umständen mögliche Befolgung der Ordensregel und klösterlicher Zurückgezogenheit mit der apostolischen Tätigkeit zu verbinden, wie sie denn auch in augenfälliger Weise ihre Hochschätzung des strengen Klosterlebens überall in den bekehrten Ländern durch sorgfältige Pflege desselben bekundeten.

Heutzutage, und besonders in dieser Gegend, liegen die Verhältnisse anders. Unser Cluny macht keine Anstrüche darauf, noch hat es Gelegenheit dazu, ein Vorposten des Glaubens und der Zivilisation zu sein. Seine Wirksamkeit nach außen bleibt demnach noch keineswegs auf die Verbreitung der „Legende" allein beschränkt, denn von Zeit zu Zeit erhalten die Patres Einladungen zur Abhaltung von geistlichen Uebungen bei religiösen Genossenschaften, zur Aushilfe in der Seelsorge und auch für Missionen, die sie jedoch vorläufig nur bei kleinen Gemeinden annehmen können.

Welchen Erfolg Cluny in der Heranbildung von Priestern erzielen wird, muß die Zukunft lehren, denn der angenommene Studienplan ist auf zwölf Jahre berechnet, und man tut klug daran, den Tag nicht vor dem Abend zu loben. Möge nur durch diese Antworten der befriedigende Nachweis geliefert sein, daß die von unseren Freunden gehegten Befürchtungen einer tatsächlichen Begründung so ziemlich entbehren. Wir können indessen nicht umhin, für das uns bewiesene freundschaftliche Interesse unseren tiefgefühlten und aufrichtigen Dank auszusprechen, und um Bewahrung der bisherigen wohlwollenden Teilnahme angelegentlichst zu bitten.

Allen jenen aber, für die es von Interesse ist, diene zur Nachricht, daß, nunmehr eine größere Anzahl von Zöglingen, sowie auch von Jünglingen, welche Brüder werden wollen, hier Aufnahme finden können."

Soweit P. Oswald's eigenhändige Beschreibung von Cluny, welche den ganzen Charakter des heiligmäßigen Mannes und seine Eigenschaften widerspiegelt. Der letzte Teil der Beschreibung zeigt z. B., wie sanft und liebevoll er seine Gegner behandelte, deren einige harte Kritik an seinem Werke übten und dem Kloster den Untergang prophezeiten. Die Klosterordnung wurde genau so beobachtet, wie er sie beschreibt. Da fehlte kein Pünktlein oder Tüpflein. Er war regelmäßig wie eine Uhr. Selbstheiligung galt ihm als Grundbedingung für einen guten Mönch. Daher seine Freude an der Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt. Selbst ideal veranlagt, sah er in den Klöstern des Mittelalters sein Ideal, und sein Streben ging dahin, Cluny diesen so viel als möglich ähnlich zu machen. Heiligkeit und Gelehrsamkeit galten ihm als das Charakteristikum eines Benediktiners. Der Geist, welcher Amerika von oben bis unten durchweht, ist jedoch eminent praktisch, wenn nicht, wie P. Oswald selber sagt, materialistisch. Daher die Enttäuschungen, die P. Oswald in seinem Kampfe um das Ideale nicht erspart blieben.

Wie wir bereits gesehen haben, gründete P. Oswald, gleich bei seiner Ankunft in Wetaug „Die Legende", ein Unternehmen ebenso gewagt wie ideal. Der gute P. Prior hatte dabei ein doppeltes gutes Ziel im Auge: einerseits wollte er ein vorzüglich gutes Werk nach außen hin bewirken, indem er den Lesern die nachahmungswerten Beispiele der Heiligen vorhalten und sie ebenfalls zur Heiligkeit anspornen wollte, anderseits wollte er durch eigene, hingebende Arbeit für sein Kloster eine Einnahmequelle schaffen, um es armen Zöglingen zu ermöglichen, unentgeltlich zu studieren und Priester und Mönche zu werden. Schon im Oktober 1892 erschien die erste Nummer der „Legende", versehen mit den Empfehlungen einer ganzen Reihe von Bischöfen und Würdenträgern, und sogar Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. selber spendete der Zeitschrift unterm 29. Jan. 1894 seinen Apostolischen Segen. Als Jahresabonnement setzte P. Oswald die Summe von $1.50 fest. Kopfschüttelnd empfing und las der Deutsch-Amerikaner die Monatsschrift. Die Idee war interessant und verblüffend. Den nach Geld und Gut haschenden Amerikanern wurde zugemutet, Lust und Freude zu finden an der Lebensgeschichte der Heiligen. P. Oswald selbst arbeitete neben seinen vielen anderen Beschäftigungen unermüdlich an der „Legende". Auch seine Zöglinge halfen mit, die einen, um die Monatsschrift an die Leser zu versenden, die anderen, die schon etwas Fertigkeit im Latein hatten, um die Lebensgeschichte der Heiligen aus den Bollandisten ins Deutsche zu übersetzen. Ich kann mich noch gut erinnern, welch heiligen Respekt wir jüngeren Zöglinge vor den älteren hatten, als wir diese wie Mathias Steger, jetzt P. Mathias, O. S. B., Marmora, Sask., Canada, und John G. Steigenberger, jetzt P. Benedikt, O. S. B., Humboldt, Sask., Canada, bei so gelehrter Arbeit in die mächtigen, schweinsledernen, lateinischen Folianten vertieft sahen. Ebenso waren die bereits oben genannten Patres Bruno Ritz, Maximus Schmidt und Eberhard Gahr an der Verbreitung der „Legende" fleißig und sammelten Abonnenten. Jeder derselben lieferte in den Jahren 1892 und 1893 über hundert Dollars an P. Oswald einbringen. P. Bruno sogar über $2,000.00. Die größten Verdienste um die Verbreitung der „Legende" erwarb sich jedoch durch treue Mitarbeit der Sekretär, P. Fidelis Butaut, O. S. B., den Erzabt Wendelin Schmitt von St. Vincent dem P. Oswald leihweise zur Verfügung stellte. P. Fidelis kam am 9. Oktober 1891 in Cluny an und arbeitete mit aller Kraft und Feuereifer für das kleine, arme Klösterlein. Ihm ist es großenteils zuzuschreiben, daß P. Oswald durch die Herausgabe seiner Monatsschrift in den ersten Jahren ihres Bestandes einen Reingewinn v. $8,512.00 erzielen konnte. Vom August 1892 bis August 1893 übertrafen die Einnahmen die Auslagen für die Zeitschrift um $3,400. Die Höchstzahl der Abonnenten erreichte jedoch nie die Ziffer 3000 und etwa nur die Hälfte derselben bezahlte prompt die Zeitschrift zu bezahlen.

(Fortsetzung folgt.)